

BEIHEFTE  
ZUR ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Oellers ·

Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

11

Jülich  
23.05.02

mit für Stra-  
GANZ hohen  
Grüner!  
V. K. P.

einen Begriff der schweizerisch-jüdischen hybriden Kultur, als es Goldschmidts Formulierung erlauben würde. Doch hat der Nachkriegskontext des fertigen Projektes die Dringlichkeit einer solchen lokalen Kultur etwas gedämpft.

Guggenheim-Grünbergs Projekt ist unter den zeitgeschichtlichen Umständen zu einer antiquarischen Kuriosität geworden, was sie selbst schon damals erkannt hatte: der Verfall der alten schweizerisch-jüdischen Gemeinden, der aus der lebendigen jiddischen Kultur, aus der sogenannten Jiddischkeit, ein zweckentfremdetes Erbstück gemacht hat; und das Zusammenleben jüdischer und nichtjüdischer Schweizer BürgerInnen sowohl in den alten jüdischen Siedlungen als auch in dem Rest der Schweiz, ein Zusammenleben, welches die letzten Spuren „authentischer“ jiddischer Sprache mit dem jeweiligen schweizerdeutschen Dialekt verwässert hat.

### Eine schweizerisch-jiddische Kultur

Und trotzdem formulieren Schweizer Juden nach wie vor die Idee einer besonderen Verwandtschaft zwischen dem Jiddischen und den schweizerdeutschen Dialekten, wenngleich nur noch in der Form der ironischen Biegung, der eingeweichten Anspielung oder der Standardsituation einer Komödie. Der russisch-jüdische Emigrant Sergueï Hazanov, der in Genf wohnt, verfasste die „Lettres russes“ (1997), einen epistolarischen Roman à la Montesquieu über das Schweizer Exilleben. In einem Brief an seinen in Moskau gebliebenen Jünger denkt Hazanovs Antiheld, ein russischer Gelehrter, der in der französischen Schweiz lebt, über die Möglichkeiten einer Koexistenz der Juden und der Schweizer nach:

Et bien, le *schwyzerdütsch* et le yiddish sont-ils des langues jumelles? *That is the question*. Ce n'est qu'une hypothèse linguistique, un jeu de l'esprit, mais imagine qu'elle soit juste et que les Suisses alémaniques soient reconnus comme une tribu juive perdue! Crois-tu qu'ils se rueraient aussitôt en Israël pour se battre contre Yasser Arafat? Je crains plutôt l'inverse: les nobles descendants d'Abraham, Isaac et Jacob vont envahir les vallées et les collines du pays de Guillaume Tell.

[Sind also *Schwyzerdütsch* und Jiddish demzufolge verwandte Sprachen? *That is the question*. Es ist nichts als eine sprachwissenschaftliche Hypothese, ein Gesellschaftsspiel, doch stell dir vor es wäre wahr, und die Deutschschweizer würden sich als ein verlorener jüdischer Stamm entpuppen! Meinst du etwa, sie würden sofort nach Israel stürzen, um gegen Jassir Arafat zu kämpfen? Ich fürchte eher das Gegenteil: Die adligen Nachkommen von Abraham, Isaak und Jakob würden die Hügel und Täler des Wilhelm-Tell-Landes stürmen.]<sup>23</sup>

Hier also wird die Trope der speziellen Verwandtschaft zwischen den Dialekten durch die Zuschreibung des Judentums an die Schweizer ins Absurde ver-

<sup>23</sup> Sergueï Hazanov: *Lettres russes*, Vevey 1997, S. 38.

zerrt, um dann in einen jüdischen Standardwitz umzukippen, wobei die übliche Verunglimpfung jüdischer Männlichkeit eine besondere Pikanterie annimmt, wird sie doch mit der Tradition der schweizerischen Neutralität kombiniert. Daß die vermutete, wengleich absurde „ethnische“ Verbindung zwischen den Juden und den Deutschschweizern durch ihre verwandten Dialekte gerade von einem in Französisch schreibenden schweizerisch-jüdischen Autor hergestellt wird, ist auch nicht ohne Ironie, denkt man an Goldschmidts Thesen zu den Schwierigkeiten einer jüdischen Kultur in einem von Sprachgrenzen zerrissenen Land.

In seinem 1995 erschienenen Roman „Der Absender“ benutzt Daniel Ganzfried diese Verwandtschaft als ein verlässliches Klischee, um das Herkunftsland seiner Protagonisten etwas kokett anzudeuten, und so die enge Schweiz als negativen Handlungsplatz seines breit angelegten „Anti-Holocaustromans“ erscheinen zu lassen.<sup>24</sup> Georg, Volontär bei einem entstehenden New Yorker Holocaust-Museum, und sein Vater kommen aus einem namenlosen europäischen Land. Sie sehen sich nach vielen Jahren hoch oben auf dem Empire State Building wieder. Während des Treffens bemerkt der Vater ein jüdisch-orthodoxes Ehepaar, erkennt ihre Sprache als Jiddisch, und behauptet, er verstehe „fast jedes Wort“; in der Folge belauscht er sie und vermittelt ihr Gespräch seinem Sohn. Der Ehemann tut indes das Gleiche; er spricht die beiden schließlich aus Neugierde an.

„Ich hoffe, Sie fühlen sich nicht belästigt. Aber wir haben Sie vorhin sprechen hören und uns gefragt, was das für eine Sprache sein könnte. Sie klingt der unsrigen so ähnlich.“

„Ich weiß. Es ist ein Dialekt. Mit Leuten, die nicht aus derselben Gegend kommen, sprechen wir aber die richtige Sprache“, antwortete der Vater und hatte damit, wahrscheinlich absichtlich, wie Georg vermutete, die Neugierde des anderen erst richtig geweckt.

„Und woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?“

Sein Vater sagte es ihm.

Der Mann bedankte sich und richtete die Neuigkeit seiner Frau aus, die scheu herüberlächelte.<sup>25</sup>

In diesem Beispiel wird die Verwandtschaft von Jiddisch und Schweizerdeutsch zu einer Art Schibboleth, sowohl für den orthodoxen Juden, der sonst keine Fremden angesprochen hätte, als auch für den informierten Leser, der, auch wenn es der Vater nicht explizit sagt, vermuten kann, daß es sich hier um Schweizer Juden handelt. Auch hier wird Goldschmidts tiefe Trennlinie des

<sup>24</sup> Für eine ausführliche Erläuterung zu diesem Aspekt des Romans siehe Rafaël Newman und Caroline Wiedmer: *Odysseus' Tattoo: On Daniel Ganzfried's The Sender and Benjamin Wilkomirski's Fragments*, in: *Literary Friendship, Literary Paternity: Studies in Honor of Stanley Corngold*, hg. v. Gerhard Richter, Chapel Hill 2002.

<sup>25</sup> Daniel Ganzfried: *Der Absender*, Zürich 1995, S. 250 f.

Schweizer Regionalismus hervorgehoben, eine Spachgrenze, die sich nun auch zwischen den diversen deutschsprachigen Gemeinden zieht. Allerdings kann hier von einer eventuellen schweizerisch-jüdischen Symbiose kaum die Rede sein, geschweige denn von einer eigenen Verwandtschaft. Denn bei Hazanov funktionieren die sprachlichen Ähnlichkeiten zwischen Jiddisch und Schweizerdeutsch noch als ein Zeichen einer Sonderbeziehung zwischen der Deutschschweiz und „den Juden“. Im Roman von Ganzfried taugt der spezifische regionale Dialekt nicht mal zu einer deutschschweizerischen Verständigung, sondern entpuppt sich vielmehr als eine Brücke zu Jiddisch sprechenden Nicht-Schweizern.

In Stina Werenfels' satirischem Film „Pastry, Pain & Politics“ (1998) taucht dieser Vergleich der Dialekte als Vaudeville-Stück auf, um die Goldschmidtsche Hoffnung auf schweizerische Anerkennung des jüdischen Beitrags kurz aufflackern zu lassen, bevor sie sie endgültig löscht. Fritz Weintraub, ein älterer amerikanischer Jude, muß während einer Schweizer Reise in Begleitung seiner deutsch-jüdischen Frau überraschend ins Krankenhaus, wo er das Zimmer mit einem nicht-jüdischen Schweizer teilt, von einer palästinensischen Krankenschwester gepflegt und einem nicht-jüdischen Schweizer Chefarzt behandelt wird. Durch diese Konstellation ist er verschiedenen Formen von Feindlichkeit ausgesetzt. Eine Beziehung entsteht jedoch zwischen seiner Frau, einer Überlebenden von Auschwitz, und der um ihre Familie im besetzten Gebiet und ihre eigene schweizerische Niederlassungsbewilligung besorgten Krankenschwester, eine Beziehung, die auf der gemeinsamen Angst vor Grenzen basiert; diese Gemeinsamkeit entschärft allmählich die Spannungen des im Film thematisierten Zionismus, wenn nicht des Antisemitismus der Schweiz zur Zeit des Goldskandals. Und dennoch entsteht eine labile Koexistenz auch zwischen den beiden Männern, Kurz und Weintraub, die als Patienten im gleichen Zimmer ans Krankenbett gebunden sind: Denn der Schweizer weiß vorerst nämlich nichts über die ethnische Herkunft des Amerikaners. Sie entdecken aber ihre gemeinsame Leidenschaft für Kreuzworträtsel, und beginnen sich im bidialektalen Wechsel bei der Lösung zu helfen: Kurz sucht Lösungen auf schweizerdeutsch, wobei der jüdische Patient ihm Anregungen auf Jiddisch gibt. Schon ihre erste Begegnung kündigt den vertrauten Gag an:

WEINTRAUB: Nu mir hobn noch a Tug. Plitzm wert schwer ze kempfn.

KURZ: Si, was reded Si da für en Dialäkt?<sup>26</sup>

Im Film wird die gegenseitige Verständlichkeit von Schweizerdeutsch und Jiddisch nun zur einzigen Möglichkeit für ein reibungsloses Miteinanderleben des nicht-jüdischen Schweizers und des jüdischen Amerikaners, der allerdings seine

<sup>26</sup> Für das vollständige Drehbuch des Films siehe Contemporary Jewish Writing in Switzerland: An Anthology, hg. v. Rafaël Newman, Lincoln 2002.

jüdische Identität seinem Zimmersgenossen – versehentlich – bis zur Krise nicht preisgibt.<sup>27</sup> Der Film zeigt eine Schweiz, die wie eine giftige Schokoladenschachtel wirkt: Höfliche deutsche Touristen loben Israel und palästinensische Exilantinnen freunden sich mit Holocaust-Überlebenden an, während nicht-jüdische Schweizer aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten eine fast bei-läufige, aber hartnäckige Verachtung gegenüber Juden zum Ausdruck bringen.

Und dennoch erinnert auch die lediglich zweckmäßige gegenseitige Verständlichkeit der beiden Dialekte, Jiddisch und Schweizerdeutsch, ja sogar die völlig fantasierte Verwandtschaft der Deutschschweizer und der Juden, wie sie in den obenerwähnten Texten thematisiert werden, an die Hoffnung, die in Goldschmidts Zitat anklingt: Auch wenn die Kluft zwischen Schweizer Juden und nicht-jüdischen Schweizern groß sei, hofft er, daß sie sich „vor der augenscheinlichen Leistung“ bald schließen würde, indem die Schweiz mit dem Rest der Welt die Bedeutung der jüdischen Kultur in der Schweiz anerkennt. Guggenheim-Grünberg wurde wohl von einer ähnlichen, wenn auch radikaleren Hoffnung getrieben, ihre Aufnahmen zu machen, um sowohl die Einzigartigkeit der jüdischen Kultur in der Schweiz zu zeigen, als auch gleichzeitig auf die erbschaftlichen und historischen Verbindungen zwischen Schweizer Juden und nicht-jüdischen Schweizern aufmerksam zu machen, Verbindungen, die eine besondere hybride Kultur, die schweizerisch-jüdische, hervorgebracht hatten. Ihr kam die Inspiration für dieses Vorhaben schließlich von einer schweizerischen Landessaussstellung, die trotz ihrer Belastung durch Paternalismus, Provinzialismus, Antimodernität, ethnische Ausschließung, ja Kryptototalitarismus dieselbe Hoffnung auf eine Einigung von verschiedenen gesellschaftlichen Elementen (mit Ausnahme der Juden, natürlich) dargestellt hatte. Daß nun der Versuch, eine solche hybride Kultur zu identifizieren, ja mitzugestalten, am Ende gescheitert sei, mag nicht nur den speziell schweizerischen Zuständen dieser kleinen und aufgesplitterten jüdischen Gemeinde zuzuschreiben sein, sondern auch und vor allem den Gefahren jenes nationalistischen Projektes, der aus den verschiedenen Gruppierungen der heterogenen Schweiz eine „Volk und Heimat“-Kulturnation bilden wollte.

### Eine Schweiz ohne Jiddischkeit

Ein letztes Beispiel aus dem Werk eines Zürcher jüdischen Schriftstellers zeigt, daß Guggenheim-Grünberg in dieser beschönigenden Rezeption der Landes-

---

<sup>27</sup> Das jüdische Schweigen als Voraussetzung für eine erfolgreiche „gemischte“ Beziehung erinnert, wenngleich mit wichtigen Abweichungen, an die Ehe von „dem Massenmörder Max Schulz“, einem getarnten Nazi, und „Mira, der Stummen“, einer Jüdin, wie sie von Edgar Hilsenrath in seinem satirischen Roman „Der Nazi & der Friseur“ (Köln 1977) geschildert wird. Diesen Hinweis verdanke ich Tanja Hetzer. Zur allgemeinen Frage der literarischen Einflüsse auf die hier besprochenen AutorInnen, siehe Newman [Anm. 2].